

Old Shatterhand aus Mähren (FAZ, 31.7.1991)

Unsere Eltern haben es schon immer gewusst: zu viel lesen in früher Jugend ist gefährlich — gerade Karl May. Denn diese Bücher aus dem Wilden Westen respektive Kurdistan sind nicht nur ferne, süchtig machende, phantasievolle Gedankenkonstrukte eines Schriftstellers, der selbst verdächtig wenig reiste, sondern mit der ehernen Idee der ewigen Blutsbrüderschaft auch der zivilisationskritische Entwurf einer multikulturellen, friedliebenden und gerechten Gesellschaft. Im utopischen „Prinzip Hoffnung“ der Philosophie Ernst Blochs wurde aus Karl May und seinen sanften Helden sogar Philosophie, ein wenig zumindest. Karl May, der Immanuel Kant des romantischen Westens, blieb nicht folgenlos. Über die Spätfolgen einer Karl-May-Rezeption gibt es bislang noch keine Studien mit Langzeitbeobachtung. Der Filmemacher Eike Schmitz hat diesem Notstand nun Abhilfe geschaffen. Im Urwald des Mato Grosso im Norden Brasiliens traf er Adalbert Heide, einen Deutschen aus Mähren, der seit 37 Jahren als Missionar bei den Indianern im Xavantes-Gebiet lebt und arbeitet, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche studiert hat. Wie kommt ein zivilisierter Deutscher freiwillig unter die barbarischen Wilden? „Ich habe schon mit acht Jahren Indianerbücher und Karl May gelesen, das hat mich fasziniert“, sagt Adalbert Heide in einem sonderbar gebrochenen Deutsch, dem man die lange Ferne von der Heimat anhört. Deshalb also ist er nicht Lokomotivführer oder Landwirt geworden, sondern einer, der auszog, Indianer zu werden. „Tsa‘amri“ nennen ihn seit Jahren die Xavantes, das bedeutet Friedenshäuptling, und auf diesen Titel ist er sehr stolz.

Leider aber passiert es wirklich, das Naheliegende. Am Anfang des Dokumentar-Films ertönt die altbekannte Musik aus den unzähligen Karl-May-Filmen, doch nicht der Silbersee, sondern ein kleiner Urwaldbach ist zu sehen. Adalbert Heide fährt mit einem Indianer durch die klaren, sauberen Gewässer, schweigend, stumm und mit starrem Blick. Wortlos verstreichen weitere Minuten - die Bilder sprechen für sich. Man sieht ein Dorf in einer flachen Steppenlandschaft und einen Lastwagen, die Zivilisation ist also auch hier nicht weit entfernt. „Früher sind wir immer zu Fuß zur Jagd gegangen“, erzählt der weiße Indianer hinter dem Lenkrad, und man spürt, dass dies lange her ist. Auch er hat das Leben seiner Indianer verändert, nur scheint er sich über den von ihm mit vertretenen, problematischen Prozess der Zivilisation kaum im klaren zu sein, den er auch mit alten 8-Millimeter-Kameras seit Jahren, neuerdings mit einem Videorecorder auf bislang vierzig Filmen dokumentiert hat. Adalbert Heide ist ein Archivar dieser Kultur. Den Einheimischen aber scheinen weniger die alten Aufnahmen ihres Stammes zu interessieren, als die Winnetou-Filme aus Deutschland. Auch der brasilianische Indianer ist also auf den Geschmack gekommen.

Doch ist dies einmal kein ethnologischer Film über einen vom Aussterben bedrohten Volksstamm, obwohl klar wird, dass die Städte mit Ihren Kinos und Bars für die junge Generation längst faszinierender sind als alte Stammesrituale. Die Indianer sind nur die Folie für ein Selbstportrait des Adalbert Heide in seinen eigenen Worten und Gesten. Eike Schmitz hat sich an die Weite der Landschaft, die Größe des Himmels und die phlegmatische, langsame Art der Personen angelehnt und seinen Film wortlos episch, aber ohne Längen gestaltet. Der Film, der nie in eine folkloristische Nostalgie verfällt, sondern immer nüchtern und sachlich distanziert dokumentiert, zeigt viel in Bildern: Adalbert Heide als Lehrer vor den Kindern, die schon ihre eigenen Kinder im Unterricht dabei haben, als Jäger in authentischer Indianerkluft oder schweigend neben einem deutschen Freund stehend. Eine Stimme fragt: „Was machen Sie, wenn Sie nichts machen?“ „Denn mache ich nichts“, antwortet der Freund, und Adalbert Heide, 66 Jahre alt, nickt weise wissend. Er hat sich einen Jugendtraum erfüllt, aber glücklich wirkt er nicht unbedingt.

DETLEV REINERT